



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Denkwürdigkeiten Massimo d`Azeglios.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Denkwürdigkeiten Massimo d'Azeglio.

I miei ricordi. Di Massimo d'Azeglio. II. Vol. Firenze 1867.

Es stünde gut um Italien, wenn die Uebel, an denen es heute krankt, ebenso leicht beseitigt wären, als sie eingesehen und offen anerkannt sind. Die Knechtschaft und Zerrissenheit, in der sich das Land bis vor wenigen Jahren befand, hat tiefere Spuren dem Charakter des Volks aufgedrückt, als daß sie in der kurzen Zeit der politischen Wiedergeburt hätten verwischt werden können. Diese selbst hat theils durch das feurige Temperament der Südländer, die durch ihre Regierungen zu Haß und Leidenschaften erzogen waren, theils durch wunderbar begünstigende äußere Umstände einen so raschen Verlauf genommen, daß die moralische und politische Bildung unmöglich gleichen Schritt mit ihr halten konnte. Haß und Leidenschaft sind wohl die geeigneten Triebfedern, um überlebte Regierungen über den Haufen zu werfen, aber sie genügen noch nicht, um neue dauerhafte Zustände an deren Stelle zu setzen, zumal wenn diese, wie hier der Fall ist, durch die fast unbeschränkte Souveränität des Volks ins Leben gerufen und erhalten werden sollen. Dies machte sich weniger fühlbar, so lange die erste Begeisterung währte und die Autorität eines Cavour eine kaum empfundene Dictatur ausübte. Als aber nach dem Hingang dieses Staatsmannes die Nation wirklich zur Ausübung ihrer Souveränität berufen wurde, zeigte es sich, daß die Zeiten einer despotischen Vielherrschaft wohl eine treffliche Schule für die Conspiration, nicht aber für Selbstregierung und Parlamentarismus gewesen waren. Man preist es gemeinhin als ein erstaunliches Glück, daß Italien, wie man zu sagen pflegt, mit der Einheit zugleich die Freiheit sich errang. Sofern aber unter Freiheit die tadellos fertige constitutionelle Form verstanden wird, darf man nach den Erfahrungen der letzten Jahre dieses Glück wohl ein zweifelhaftes nennen. Bei jeder Ministerkrisis schien das ganze Staatsgebäude zu erzittern, der ganze Erwerb wieder in Frage zu stehen. Die

politische Entwicklung hat doch einen verhängnißvollen, wenn auch unvermeidlichen Verlauf genommen. Der Constitutionalismus ist gleichsam die letzte Blüthe des staatlichen Lebens: um sie hervorzutreiben, bedarf es lebendig entwickelter Kräfte, die in der Tiefe des Volkslebens arbeiten. Umgekehrt ist er in Italien das Erste gewesen, womit das politische Dasein begonnen hat und die Grundlagen, auf denen er sich aufbauen soll, sind nun nachträglich erst zu legen. Die finanziellen und ökonomischen Nothstände der Gegenwart sind nur das Symptom, daß jene Kräfte erst noch zu wecken sind. Um die Freiheit zu erwerben, genügte die feurige Erregung des Moments; um sie zu bewahren, bedarf es der langsam reisenden politischen Tugenden der Ausdauer und Selbstbeschränkung. Die Verfassung ist da, aber es fehlen die Bürger. Bewunderungswürdig war die Selbstverläugnung der kleinen patriotischen Kreise, und nichts ist vielleicht der Hingabe der Männer zu vergleichen, die seit 1815 für ihr Vaterland gelitten haben. Aber nun, da sie das Ziel ihrer opfervollen Arbeit erreicht haben, werden sie inne, daß das Werk erst recht zu beginnen hat: daß Italien fertig ist, daß aber nun erst die Italiener zu schaffen sind.

Wozu diese lange Einleitung? Wozu? Um sogleich in den Geist und die letzte Absicht des Buchs einzuführen, das in der Ueberschrift genannt ist. Die Wahrheit, daß die Zukunft der italienischen Nation in der Bedung ihrer moralischen Kräfte liegt, ist nicht neu, man kann sie aus italienischem Munde täglich vernehmen. Nirgends aber ist sie so eindringlich und zugleich so lebenswürdig vorgetragen worden, wie in den Lebenserinnerungen, die Massimo d'Azeglio gegen das Ende seiner bewegten Laufbahn, in der ehrenvollen Zurückgezogenheit eines Veterans in Kunst, Literatur und Politik, aufzuzeichnen begann, und die bei seinem Tode, im Frühjahr 1866, so weit vorgerückt waren, daß die Tochter des Verstorbenen, die Frau Marchesa Nicci zwei Bände der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Es ist das schönste Vermächtniß, das der vielverkannte Patriot, eine der glänzendsten Gestalten der italienischen Wiedergeburt, seinem Volk hinterlassen konnte, und mit Recht darf die treffliche Herausgeberin sagen, daß der eigenthümlichen Art von Geist und Gemüth ihres Vaters keine literarische Gattung so völlig entsprach wie eben diese.

Leider gehen diese Denkwürdigkeiten, während deren Aufzeichnung der Einsiedler von Cannero am Langensee von der tödtlichen Krankheit überrascht wurde, nicht über seine Jugendgeschichte hinaus; sie brechen grade da ab, wo Azeglio in das politische Leben zu treten begann. Aber auch so sind sie in Italien als eine der bedeutendsten Publicationen, die seit Jahren erschienen, aufgenommen worden. Ist die Ausbeute an thatsächlich Neuem, an politischem Material nicht sehr erheblich, so ist die Gesinnung, welche diese Rückerinnerungen erfüllt, dafür im höchsten Grade erfrischend, und der behagliche Wechsel von Ernst und Scherz läßt das Interesse niemals erlahmen. Sie zeigen uns nicht den berühmten

Staatsmann, sondern den unberühmten Jüngling, aber sie geben uns eben damit die Vorgeschichte und Lebensgrundlage dessen, der dann später so bedeutend in die Geschichte seines Volks eingreifen sollte. Sie zeigen ihn uns zugleich inmitten der Verhältnisse, welche der Zeit der politischen Regeneration vorausgingen, und das Bild ist um so vollständiger, je häufiger die Scene wechselt, die der Reihe nach fast alle großen Mittelpunkte des italienischen Lebens berührt.

Eine durch und durch gesunde Natur thut sich vor uns auf, die in mannigfaltigen Schicksalen sich läutert und reift. Lange Jahre wie steuerlos hinstrebend, in Verirrungen aller Art verstrickt, bricht doch in ihr immer wieder das bessere Element durch, und eine sichere innere Stimme ruft stets zu höheren Zielen. Obwohl aus vornehmerm Hause, ist er doch frühzeitig auf sich selbst gestellt, er ist recht eigentlich seines Glückes Schmied, durch Arbeit erwirbt er sich bescheidenen Lebensunterhalt und in der Arbeit stählt sich sein Charakter. Man ist zuweilen versucht an Alfieri zu denken, der nach einer nichtigen durchtobten Jugend gleichfalls zu ernster Beschäftigung sich sammelte und das Werk der Selbsterziehung, das er von seiner Nation forderte, mit eiserner Strenge an sich selbst vollzog. Und doch giebt es zugleich keine größeren Gegensätze. Dort eine unruhig leidenschaftliche, überreizte, gewaltthätige Persönlichkeit, bei der alles, auch die Strenge gegen sich selbst, im Uebermaß erscheint; hier eine vorzugsweise heiter angelegte glückliche Natur, die auch nach längeren Irrwegen immer wieder sich selbst findet. Auch Azeglio übte sich geflissentlich in der Tugend der Selbstbeherrschung, aber er hätte sich doch schwerlich, wie Alfieri, durch einen Diener an den Stuhl festbinden lassen, um an der Arbeit auszuharren; er durfte vertrauend dem Genius sich überlassen, der zur rechten Zeit ihn die rechten Wege wies. Nicht ohne Fleiß und Arbeit, aber doch mehr noch durch die Gesundheit seiner Anlage hebt ihn die Führung seines Lebens höher und höher. Aus dem jugendlichen Dilettanten wird ein Meister der historischen Landschaft, aus dem gelegentlichen Versemacher ein Schöpfer bewunderter Romane, aus dem politischen Touristen ein Staatsmann, der in schwierigster Zeit, nach dem Urtheil aller, der einzige ist, der das gefährdete Staatsschiff zu retten vermag. Es klebt ihm zeitweilig etwas Dilettantisches an, er braucht der Anregungen von außen, um zu wissen, welche Kräfte in ihm schlummern und der Gelegenheit warten. Aber wo dann die Gelegenheit ruft, ist er auch auf seinem Plage, und es gelingen ihm Erfolge, die ihn als Künstler, als Dichter, als politischen Schriftsteller, als Staatsmann den Ersten seiner Zeit- und Volksgenossen an die Seite stellen.

Diese seltene Vielseitigkeit ist der besondere Reiz, der die Persönlichkeit Azeglios umgiebt. Er ist im Stande heut die Palette mit der Feder, morgen die Feder mit dem Schwert, und das Schwert mit dem Portefeuille zu vertau-

schen, und immer ist er wie in seinem Element. Dem äußeren Schein ein abgesagter Feind, giebt er sich niemals anders als er ist. Obwohl aus altpiemontesischem Adel und anfänglich in die Armee eingereiht, hat er doch die meiste Zeit seines Lebens wie ein Bürgerlicher zugebracht, nicht ohne den romantischen Reiz, aber auch nicht ohne die Entbehrungen, die ein unstetes Künstlerleben mit sich bringt. Er ist unter seinen Kunstgenossen oder unter dem Landvolk der römischen Campagna ganz ebenso zu Hause, wie im diplomatischen Salon und im Rath des Königs. Die Gesinnung des Edelmanns nie verläugnend, hat er doch den Baron völlig abgestreift, zum Entsetzen der näselnden Damen der turiner Aristokratie, und seine Umgebung weiß es nicht anders, als daß er der gute Massimo ist. Diese Unbefangtheit und Wahrhaftigkeit ist der eigentliche Grundzug seines Wesens. So schilderten und schätzten ihn seine Freunde, die von ihm rühmten, er habe nie eine Unwahrheit gesagt, und so erscheint er auch in diesen Denkwürdigkeiten, die der Greis aus seinen Lehr- und Wanderjahren aufgezeichnet hat.

Obwohl erst spät begonnen, zeugen sie noch von einer merkwürdigen Frische der Erinnerung. Die frühesten Jugendeindrücke, das elterliche Haus, die befreundeten Personen, und dann die spätern Jahre mit den wechselnden Umgebungen, mit Beschäftigungen und Streichen aller Art, dies alles lebt in frischen Farben wieder auf, und an der lebendigen Zeichnung von Dertlichkeiten, wie von Persönlichkeiten, erkennt man das geschärfte Auge und den geübten Griffel des Künstlers. Mit dem gelassenen Humor, der dem Ende eines reichen Lebens so wohl ansteht, läßt er die Gestalten der Jugendzeit langsam Revue passiren. Da kommt es wohl vor, daß das eine oder andere Abenteuer behaglicher und umständlicher erzählt ist, als seine Bedeutung rechtfertigt; zuweilen spürt man etwas von der Redseligkeit des Alters, es kommen Abschweifungen vor, allgemeine Betrachtungen, die mehr in die Breite gehen als in die Tiefe. Aber durchgängig erfreut doch die Liebenswürdigkeit des Humors, die Gesundheit der Lebensauffassung, die Verständigkeit des Urtheils, die den Nagel auf den Kopf trifft und alles mit seinem wahren Namen nennt. In religiösen und politischen Dingen hält das Urtheil stets eine goldene Mittelstraße ein, es wird vom gesunden Menschenverstande dictirt, aber nach rechts und links wird nichts geschont. Pfaffen und Republikaner können sich bedanken. Wie des Großvaters Wahlspruch mit großen Lettern als Zimmerinschrift prangte: „Ich pfeife darein“, so ist es auch des Enkels Art nicht, ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

Freimuth und Geradheit der Sprache war immer das Auszeichnende von Azeglios Feder. So schrieb er seine politischen Broschüren, die keine Rücksicht auf Popularität kannten, so seine Staatschriften, wie das berühmte Manifest von Moncalieri, das nach Novara das Land zum Schutz der bedrohten Ver-

fassung aufrief. Und so schrieb er diese Erinnerungen, „wie aus der andern Welt“, bei denen ihm nichts mehr am Herzen lag, als seinem Volk an Exempeln zu zeigen, was Charakter sei. Immer wieder kommt er darauf zurück auf dies Eine, was Italien Noth thue, nämlich Selbstbeherrschung, Festigkeit, moralische Kraft zu erwerben. „Die gefährlichsten Feinde Italiens,“ sagt er gleich im Eingange des Buches, „sind nicht die Oestreicher, sondern die Italiener. Und warum? weil sie ein neues Italien machen und zugleich die alten Italiener von vorher bleiben wollten mit den Nichtsnugigkeiten und moralischen Erbärmlichkeiten, welche ihr Erbtheil von Alters her waren; weil sie darauf denken Italien zu reformiren und niemand bemerkt, daß man zu diesem Zweck vor allem sich selbst reformiren müsse; weil Italien, wie alle Völker, nicht eine Nation werden kann, geordnet, wohlverwaltet, stark gegen außen, wie gegen die innern Factionen, frei und auf eigenen Füßen stehend, so lange nicht Groß und Klein, ein jeder in seiner Sphäre, seine Schuldigkeit thut und sie mindestens so thut, wie es in seinen Kräften steht. Aber um die eigene Schuldigkeit zu thun, die meistens beschwerlich, gemein und unansehnlich ist, braucht es Willensstärke und die Ueberzeugung, daß man die Pflicht erfüllen muß, nicht weil sie nützt oder vergnügt, sondern weil sie Pflicht ist, und diese Willensstärke, diese Ueberzeugung ist jenes kostbare Gut, das mit einem Wort Charakter heißt, und darum ist, um es kurz zu sagen, das Erste, was Italien noth thut, das, daß hohe und starke Charaktere sich bilden. Aber nur allzusehr geht es mit jedem Tage in dieser Beziehung abwärts: Italien ist gemacht, aber die Italiener wollen sich nicht machen.“ Aehnliche Stellen, zuweilen die Wahrheit doch etwas grämlich aussprechend und mit Verbitterung gegen die Zustände der letzten Jahre, mit denen sich Azeglio immer weniger befreunden konnte, ließen sich eine Menge anführen. Es mag an der einen genügen. Dazwischen aber dann wieder köstliche Einfälle eines gesunden Humors, drastische Bilder, wie jenes von der Freiheit: „Das Geschenk der Freiheit gleicht dem Geschenk eines schönen, starken, launigen Pferdes; vielen erweckt es rasendes Verlangen zu reiten, vielen andern dagegen erhöht es die Lust zu Fuß zu gehen.“ Ein Bild, das sich den bekannten hippologischen Gleichnissen des norddeutschen Reichstags keck an die Seite stellen darf.

Die Jugendeindrücke gehen in die Zeit der Revolutionskriege zurück. Der Vater, ein ehrenfester Soldat, dem der Sohn schon in dem Charakter des alten Niccolò de' Lapi ein Denkmal gesetzt, gerieth in Kriegsgefangenschaft und galt längere Zeit für todt. Nach der Vereinigung Piemonts mit Frankreich siedelte er, um den Eid nicht leisten zu müssen, mit seiner Familie nach Florenz über, was damals für einen Piemontesen nicht viel weniger bedeutete als Verbannung.

Noch existirte kein Bewußtsein italienischer Nationalität: eben in diesen

Tagen war es, daß ein piemontesischer Dichter es zuerst weckte. Die Gesellschaft in Piemont hatte ihren eigenen, von dem der übrigen Halbinsel völlig verschiedenen Charakter. Sprache, Sitten, Denkungsart waren ebenso viele trennende Schranken. Während ganz Italien damals vom französischen Scepticismus angefressen war, stand Piemont mit wenigen Ausnahmen unerschüttert im alten Volksglauben. Allgemein herrschte ein tief religiöser Sinn, und der Vater blieb zeitlebens wie seiner Dynastie, so den Principien eines strengen Katholicismus treu, für den er im Alter von 24 Jahren durch die Predigt eines Klosterbruders gewonnen war. Auch dies gehörte zu den altväterischen Traditionen, daß nirgend eine so schroffe Scheidung der Stände war wie hier. Der Adel fühlte sich in seiner privilegierten Stellung, bei aller äußern Höflichkeit hatte er etwas Zurückstößendes; jedem stand an der Stirn geschrieben: ich bin ich, du zählst nichts! Dagegen zeichnete er sich durch seine Thätigkeit und Energie aus, zu einer Zeit, da das übrige Italien die Originale zu Goldonis Florinden und Rosauern lieferte. An beständige Kriegsarbeit gewöhnt hatte ihn die Treue gegen eine ernste und gefährvolle Pflicht überhaupt tüchtiger gemacht. Trotz seiner Privilegien herrschte im Adel ein so kriegerischer Geist, daß auch als gemeiner Soldat zu dienen nicht für verächtlich galt. Vielmehr trat auch der Adlige durch die allgemeine Pforte in die militärische Hierarchie ein, und man erlebte dort nie das Schauspiel, daß ein Kind, welches noch von der Wärterin geführt wurde, die Auszeichnung eines Majors oder Obersten trug. Nur dies hatte der Adlige voraus, daß er, einmal eingetreten, sehr rasch auf der privilegierten Leiter emporstieg. Dabei war der piemontesische Adel im Ganzen wenig begütert, und im übrigen Italien rümpfte man die Nase über die armen Signori am oberen Po. Auch dies war zum Theil die Folge der häufigen Kriege. Denn so oft ein Krieg geführt wurde war das Erste, daß die Adligen — und der König ging mit dem Beispiel voran — eine Ausmusterung von allem Werthvollen im Hause vornahmen, um die Kosten für denselben aufzubringen. Diese Selbstbesteuerung war allgemein hergebracht, und der Staat half ihr auf seine Weise nach. Noch heute existiren Münzen von 8, 4 und 1 Sous, die damals den Cours von 20, 10 und 5 Sous hatten und als solche durch das Gepräge bezeichnet waren; nicht eigentlich falsches Geld, denn jedermann nahm es willig und ohne Bedenken an. Solche Opferfähigkeit war das besonders Auszeichnende im Charakter der Piemontesen. Nicht eine höhere Intelligenz stellte sie über die andern Italiener, aber sie waren willenskräftiger, festeren Charakters, und diese Eigenschaft, bemerkt Azeglio, befähigte sie dazu, seiner Zeit die Einigung Italiens in die Hand zu nehmen, wie diese selbe Eigenschaft es war, welche sie zum Dank dafür bei allen Italienern verhaßt gemacht hat.

Damals in Florenz hielt das Häuflein der piemontesischen Emigration mit einen strengen religiösen und legitimistischen Grundsätzen eng zusammen. Nicht

ganz paßte zu ihnen ein anderer berühmter Verbannter aus Piemont, Vittorio Alfieri, der jedoch gleichfalls viel mit dem azeglioschen Hause verkehrte. Die bekannten religiösen Ansichten Alfieris machten dem wackern General und den andern Freunden, zumal den Frauen, schweres Bekümmerniß. Einmal wurde die ganze Emigration in freudige Aufregung versetzt, als die junge Marchesa Clementina di Prè aus der Kirche nach Hause kam und den Schleier abnehmend ihrer Mutter erzählte: „rathe einmal mit wem ich diesen Morgen das Abendmahl genommen habe? Mit dem Grafen Alfieri, der neben mir kniete.“ Es mochte dies wohl eine Täuschung des frommen Fräuleins gewesen sein. Der erklärte Voltairianer stand in solchem Rufe, daß, als in seiner letzten Krankheit ein Vater gerufen wurde, dieser in seiner Verlegenheit erst zum Bischof eilte und um Verhaltensmaßregeln bat; bis er dann im Zimmer des kranken Dichters anlangte, war dieser verschieden.“) Azeglio dem Vater war es ein großer Schmerz, daß er ihm nicht in den letzten Tagen noch hatte die „Dienste einer christlichen Freundschaft“ erweisen können.

In diesem Punkte also war eine Verständigung unter den beiden schroffen Charakteren nicht möglich; um so mehr harmonirten sie in ihrem Haffe gegen die französische Revolution und Alfieri schätzte es hoch, daß der alte Azeglio eine so unbeugsame Festigkeit bewiesen hatte. Aber auch an literarischen Berührungspunkten fehlte es nicht. Alfieri las den Eltern seine *Myrrha* und seine *Alceste* vor und der Vater verwandte selbst seine unfreiwillige Muße zu literarischen, sogar zu poetischen Arbeiten.

Unser Azeglio war zur Zeit der Uebersiedlung nach Florenz erst vier Jahre alt. Doch ist ihm die hohe blasse Gestalt Alfieris, mit den hellen Augen, der gerunzelten Stirn und dem röthlichen, zurückgeworfenen Haar wohl in der Erinnerung geblieben. Besonders erinnerte er sich einer Scene im Atelier des Malers Fabre, wo er zu einer heiligen Familie als Bambino sitzen mußte, und Alfieri, ganz in Schwarz gekleidet ihm befahl: Nun, Mammolino, halt' dich ruhig, ein Befehl, der von dem erschrockenen Knaben pünktlichst beobachtet wurde. Auch der Salon der Gräfin Albany und diese selbst mit ihrer stattlichen Figur, stets in Weiß à la Marie Antoinette gekleidet, blieb ihm in gutem Gedächtniß. Jeden Sonntag Morgen wurde er zu ihr gebracht, und sagte ihr vor, was er die Woche über gelernt, und später war jeden Samstag, wo ein außerlesener Kreis Fremder und Einheimischer bei der Wittve des letzten Prätendenten sich versammelte, auch eine Gesellschaft von Kindern geladen, wo die kleinen Azeglio, die Balbo, die Nicasoli, die Antinovi u. a. sich einfanden und mit Gefornem regalirt wurden.

*) Man vergleiche damit die Erzählung bei Reumont, „Die Gräfin von Albany“. I. Band. S. 369.

Das berühmte Verhältniß Alfieri's zur Gräfin betreffend, wobei Fabre der Dritte im Bunde war, erzählt Uzeglio folgendes Detail. „Alfieri ging jeden Abend um 9 Uhr aus, um eine Dame mit französischem Namen, der mir entfallen ist, zu besuchen. War dies eine Rivalin der Gräfin? War es die Ursache oder die Beschönigung für deren Beziehungen zu Fabre? Wer weiß es! Wenn er dann Abends nach Hause kam, wehe, wenn die Diener das Thor verschlossen und den Schlüssel herumdrehten, so lange er es noch hören konnte. Ich bin schon Sklave genug, rief er dann, und will nicht noch hören, wie ich Gefangener eingeschlossen werde.“

Später mußten auf Napoleons Geheiß die Ausgewanderten zurückkehren, und wenn dem Vater die Leistung des Eids schwer wurde, so war den Kindern das bequemere Leben im elterlichen Haus um so erwünschter. Gelernt wurde wenig, weder bei dem Hauspriester, einem Jesuiten, noch später an der Universität. Dagegen hielt der strenge Vater viel auf Leibesübungen und auf Kräftigung des Willens, auch führte er die Söhne in die italienische Literatur ein. Nach der Restauration wurde der Vater als außerordentlicher Gesandter nach Rom geschickt und der sechzehnjährige Massimo begleitete ihn als eine Art Attaché mit militärischem Rang. Nun begann ein bewegtes Leben inmitten der anregenden römischen Gesellschaft. Geschäfte gab es wenig, um so mehr Soiréen und Bälle. Es erwachte die Neigung zu den schönen Künsten, zur Musik und vor allem zu der Malerei, und damit knüpften sich freilich Verbindungen an, die den piemontesischen Baron in ein ziemlich lockeres Leben führten. Dies wurde nicht besser, als er nach Piemont zurückkehrte und in die Armee eintrat. Ohnedies gewährte ihm das Garnisonleben von Anfang an keine Befriedigung. Die Ungerechtigkeiten und Albernheiten, welche die Restauration hier mehr als irgendwo in ihrem Gefolge hatte — es werden erbauliche Einzelheiten mitgetheilt — trieben ihn zum Haß gegen das herrschende System, gegen den Adel, gegen sich selbst. Aus Oppositionsgeist suchte er den Umgang mit gemeinem Volk, und es bedurfte einer nicht gewöhnlichen Energie, um sich, wie er es that, nun doch mit einem Mal aufzuraffen zu einem thätigen, arbeitvollen, mit Entfagung verbundenen Leben. Sein guter Genius in dieser Zeit war der Professor Bidone, der an alle guten Elemente seiner Natur appellirte und zugleich seinen Ehrgeiz zu stacheln verstand. Jetzt geht er nach Rom zurück, entschlossen irgendetwas zu leisten; er versucht sich in Gedichten, er fängt an die Malerei systematisch zu betreiben, und im Jahr 1820 steht sein Entschluß fest, die Kunst als Lebensberuf zu wählen. In Turin machte dieser Entschluß nicht geringes Aufsehen. Die adligen Damen, die Höflinge und Generale steckten bedenklich die Köpfe zusammen, daß ein Cavalier von 20 Jahren im Stande sei das Regiment Piemont Reale zu verlassen, in die gemeine Gesellschaft von Malern und Sängern sich zu begeben und Gemälde auf den Ver-

lauf zu verfertigen. Er that es auch wirklich zum Theil um die Aristokratie zu ärgern; und dann hatte er sich sagen müssen, daß ihm bei seinen ausgesprochenen Neigungen und Antipathien eine Staatscarrière unter diesen Umständen unmöglich sei, daß es ihm unmöglich sei einem Despotismus zu dienen, dessen Vertreter vier Kämmerlinge, vier alte Hofdamen und ein Ameisenhaufe von Mönchen, Nonnen, Priestern und Jesuiten waren. Er that den Schritt im vollen Bewußtsein dadurch zu brechen mit den Vorurtheilen seines Standes. Der Vater gab die Einwilligung, aber zugleich die Erklärung, nur mit einem höchst mäßigen Zuschuß den Sohn zu unterstützen. Dieser hatte nun sein Brod mit seiner Kunst zu verdienen. Das Gefühl, daß er am Ende noch zu anderem berufen sei, als Landschaften zu malen, scheint ihn gleichwohl nicht verlassen zu haben. Eine launige Composition, die er in Wasserfarben skizzirte, stellte ihn dar, wie er als Künstler in Hemdärmeln gegenüber dem Stammschloß Azeoglio sitzt und eine Studie daraus macht; gleichzeitig erscheinen die Schatten seiner Ahnen und wandeln an ihm mit so verachtungsvoller Geberde vorüber, daß er ganz verlegen sich zu entschuldigen und um Verzeihung zu bitten scheint.

Das folgende Jahrzehnt war nun ganz der Kunst gewidmet und meist in Rom und Umgegend zugebracht, im Winter in der Stadt, im Sommer in der Campagna, bald hier bald dort. Dieser Abschnitt ist besonders reich an köstlichen Schilderungen. Die Erinnerung an das damals Erlebte trat dem Alten in seiner Zurückgezogenheit besonders lebhaft wieder vor die Seele. Bald führt er ein Landschaftsbild aus, bald originelle Charakterköpfe, wozu er nur hineinzugreifen braucht unter die Umgebung, in der er damals lebte. Bald beschreibt er, wie er sich in einem einsamen halbverfallenen Haus einstödlerisch einrichtet, bald wie ihm beim Malen in einer Kapelle drei Banditen Handlangerdienste thun, die sich in dieses Asyl gesüchtet. Von wirklichem Werth sind namentlich die Sittenschilderungen, und es wird nicht leicht ein Spaß, eine Anekdote erzählt, die nicht ein bezeichnendes Licht auf jene eigenthümlichen Culturzustände wirft. Der römische Adel, das römische Bürgerthum, das römische Landvolk, — er war bei allen gleich sehr zu Hause, die einzelnen Bilder sind sprechender als ganze Abhandlungen, und wer einen so tiefen Blick in die durch und durch faulen Zustände des Kirchenstaats that, der hatte nachher ein Recht, über die römische Frage zu schreiben.

Es waren und sind zum Theil noch die halbbarbarischen Sitten und Gebräuche des Mittelalters. So erinnert es auch stark an barbarische Zeiten, was Azeoglio, in eine spätere Zeit vorgehend, vom Tod des Papstes Gregor des Sechszehnten erzählt. Wann ein Papst dem Ende nahe und keine Möglichkeit mehr ist, daß er ins Leben zurückkehrt, so sind alle Bande, die bisher seine intimsten Diener an ihn geknüpft hatten, gelöst. Schonungslos entfesseln sich die gemeinen Interessen. Es gilt keine Zeit zu verlieren. Es handelt sich um Stunden,

vielleicht um weniger. Es gilt sie noch zu benutzen. So ist denn in diesen Augenblicken ein jeder beschäftigt, das was sein ist, und auch was nicht sein ist, zusammenzuraffen und auf die Seite zu bringen. Bedenkliche Papiere, Kostbarkeiten, Geld, Kleider — es ist ein allgemeines „Nette sich wer kann“ und oft geschieht es, daß der arme Alte einsam und verlassen stirbt. So geschah es Gregor dem Sechszehnten. Ein armer Arbeiter im Garten des Belvedere, anhänglich an den Papst, der auf seinen Spaziergängen öfters mit ihm gesprochen und ihm zuweilen einen halben Scudo geschenkt hatte, erfuhr, daß der Papst im Sterben liege. Sofort nimmt er sich vor, ihn noch einmal zu sehen. Er findet die geheime Treppe geöffnet, steigt hinauf und kommt an ein Cabinet. Er klopft an, niemand hört es. Zögernd geht er weiter. Er findet ein andere Thüre und tritt in ein Zimmer. Wieder niemand! Er öffnet eine dritte Thüre und befindet sich im Zimmer des Papstes. Auf dem Kopfpfuhl sieht er einen ganzen Berg von Kissen aufgeschichtet. Der Papst selbst, vielleicht um sich in einem Erstickungsanfall zu helfen, hatte sich ganz auf die Seite gewälzt und den Kopf über den Rand des Bettes herausgebeugt. Der arme Gärtner tritt herzu, um ihm zu helfen und legt ihn wieder ordentlich im Bett zurecht. Dann spricht er ihn an, betastet ihn und — findet ihn kalt! Jetzt wirft er sich auf die Kniee, bricht in Thränen aus und betet ein *De profundis* für den todtten Papst. Mittlerweile kommt einer der Diener, der ohne Zweifel eben sein Zeug in Sicherheit gebracht hatte. Er ist verdutzt, schilt den Arbeiter aus, droht ihm, wenn er jemals ein Wort sage, und jagt ihn fort. Aber der Gärtner sprach doch.

Bis gegen das Ende der zwanziger Jahre blieb Azeglio in Rom, er verließ es hauptsächlich um einer glücklosen Liebe willen, die ihn Jahre lang gequält hatte. Zunächst kehrte er nach Turin zurück, jetzt als Maler bereits ein gefeierter Name. Allein die Luft in Turin war einem Mann von so ausgesprochenem Freiheitsgefühl auf die Länge unerträglich. Man hatte hier zwar nicht über Herrschaft der Fremden zu klagen wie in Neapel, Modena, Parma, Florenz, und die Ueberlieferung milderte manches Herbe, aber es herrschte unter Karl Felix doch ein vollendeter Despotismus, noch unerträglicher gemacht durch das Ueberwuchern des klerikalen Elements. Wer, bemerkt Azeglio, in seinem Herzen unzerstörbare Elemente der Freiheit besaß, und zwar einer noch so gemäßigten, beschränkten, geordneten Freiheit, wer sich nicht damit begnügen konnte, zu essen, zu trinken und zu schlafen, ohne je das Auge von der gemeinen Heerstraße abzuwenden, für den war es eine bleierne Atmosphäre, eine Luft zum Ersticken. Uebrigens empfand er eben jetzt wieder ein lebhaftes Gefühl der Unbefriedigung. Der Vater starb und er begann über Plan und Zweck seines Lebens ernstlich nachzudenken. Er war zweiunddreißig Jahre alt, und was hatte er gethan? Er hatte geliebt und gemalt. Noch dreißig oder vierzig Jahre vielleicht, fragte er sich, und wieder nichts als Lieben und Malen? Es war

ihm als müßte er entscheidende Beschlüsse fassen. Sein einsterer Freund und Vetter Cesare Balbo trat ihm damals besonders nahe. Wieder gingen ihm poetische Pläne durch den Kopf. In dieser Stimmung beschloß er nach Mailand überzusiedeln.

Und wirklich begann für ihn in Mailand eine *Vita nuova*. Es war zunächst das Interesse seiner Kunst, das ihn dahin führte. In Turin waren die Künste geduldet, wie die Juden im Ghetto. In Mailand dagegen wirkten verschiedene Umstände zusammen, ein künstlerisches Leben von Bedeutung hervorzubringen. Es gehörte zur Mode neuere Bilder anzuschaffen. Die reichen Herren legten sich Galerien an, selbst die minder Reichen legten sich Ersparnisse auf, um ein Bild von diesem oder jenem Künstler zu besitzen, und allgemein bekannt war ein Schuhmacher, der den besten Künstlern Schuhe und Stiefel machte, und anstatt der Bezahlung Skizzen, Bilder, Statuetten, Modelle von ihnen nahm. Die mailänder Kunst hatte damals namhafte Vertreter, und unter dieser Anregung begann nun die fruchtbarste Zeit für Azeglios künstlerisches Schaffen. Sein Ruhm war jetzt festbegründet, trotz der Leichtigkeit seines Talents konnte er kaum den Aufträgen genügen; jedes Jahr erschien er auf der Ausstellung der Brera mit einer Reihe neuer Bilder, theils Landschaften, zu denen er die Skizzen auf seinen Künstlerfahrten durch Italien gesammelt, theils historischen Darstellungen, meist mittelalterlicher Stoffe. Die „romantische“ Landschaft, die nicht mehr, wie bis dahin ausschließlich, mit Hirten und Vieh, sondern mit Schlachten, mit Rittern und Edelräulein bevölkert war, führte er zuerst in Italien ein.

Indessen hatte er bei der Uebersiedlung nach Mailand nicht allein die Kunst im Auge, für die er hier ungleich größere Anregung fand. Er empfand das Bedürfniß, ein regelmäßigeres, stabileres Leben zu führen, er kaufte ein Haus, er heirathete, gründete eine Familie, und es schien, als hätte er nun hier seine dauernde Niederlassung gefunden. Als Schwiegersohn Manzoni trat er zugleich in die literarischen Kreise Mailands ein; insbesondere mit Tommaso Grossi war er eng befreundet. Leider sind jedoch die Mittheilungen, die Azeglio aus dem literarischen Leben, das sich damals in Mailand um Manzoni als Mittelpunkt gebildet hatte, nicht so ausführlich, als man wünschen möchte. Hoffentlich werden die von dem Haupt der Romantiker selbst zu erwartenden Denkwürdigkeiten diese Lücke ausfüllen.

Schon in Turin hatte Azeglio selbst angefangen einen Roman zu schreiben. Der Gegenstand war eine patriotische Episode aus den Kriegen im Anfang des 16. Jahrhunderts, die Herausforderung von Barletta, die damals auch seinen Pinsel beschäftigte. Jetzt wurde der Roman, dessen Held Ettore Hieramosca, unter dem Rath der Freunde vollendet und 1833 herausgegeben. Er, wie der andere Roman, der im Jahre 1841 erschien, *Niccolò de' Lupi* oder die Belage-

rung von Florenz, zeigen die manzonische Schule. Doch sind sie frischer, fecker gedacht; kriegerischer, wo Manzoni mehr die Resignation predigt. Directer gehen sie auf das Ziel los, mittelst einer nationalen Literatur für die Wiedergeburt der Nation zu wirken und der Gegenwart die Erinnerung an nationale Großthaten der Vergangenheit, wieder näher zu bringen.

Demungeachtet waren mit der Censur keine großen Schwierigkeiten zu überwinden, und die Besuche bei den Censoren, denen der Autor herz-klopfend entgegengesehen hatte, verliefen aufs beste. Azeglio hielt sich von politischen Umtrieben fern, er hatte sich der Polizei durch nichts verdächtig gemacht, und dann herrschte damals in Mailand überhaupt mehr Freiheit als irgendwo in Italien. So oft er wieder auf kurze Zeit nach Turin kam, war es ihm aufs neue fühlbar, daß er unter dieser Pedanterie, diesen Kastenvorurtheilen, dieser Jesuitenwirthschaft, diesem gänzlichen Mangel an jeder Aeußerung von Leben und Energie unmöglich zu existiren vermochte, und daß dies alles auch durch die Freude, die alten Freunde und Verwandten wiederzusehen, nicht aufgewogen werden konnte. Die österreichischen Behörden in Mailand hatten, darauf bedacht, sich selbst in der reichen und fröhlichen Stadt ein warmes Nest zu bereiten, vortrefflich verstanden, die wiener Befehle — außer natürlich in ernstern Dingen — abzuschwächen und zu mildern, sie ließen den Mailändern die weiteste Freiheit zu räsonniren, nicht bloß über die Ereignisse der Scala, die freilich im Vordergrund standen, sondern auch über die Politik. Man durfte nur nicht zu laut schreien, aber mit einiger Vorsicht konnte man alles sagen. Im Café Martini sprach man ungescheut über die Regierung, über die Polizei u. s. w., nur daß man den Ton dämpfte, wenn etwa die Herren Volza und Galimberti im Lokal erschienen. Auch hatte die österreichische Regierung nicht umhin gekonnt sich theilweise italienischer Beamten zu bedienen, und wenn einzelne von diesen durch ihren Eifer sich einen traurigen Ruf erwarben, so gab es viele andere, die, keineswegs pflichtvergessen, doch den Mailändern lieber Freundliches als Unangenehmes erweisen wollten und von den Banden der Freundschaft und Verwandtschaft sich nicht völlig zu lösen wußten. Es herrschte in den Jahren 1840 bis 1845 in Mailand ein Regiment, gegen das alle kleinen Regierungen Italiens abscheulich zu nennen waren.

Mit vollen Zügen schlürfte Azeglio die Freude an seinen ersten literarischen Erfolgen ein. Von überall her kam warme Zustimmung. Es war ihm eine Lust zu wissen, daß in Florenz, in Bologna, in Venedig, in Turin und wohin sie kamen, seine Romane gefielen. Und wenn er sich jetzt einen Namen machte, so sagte er sich, die Autorität, die er sich durch dieselben erworben, werde ihm vielleicht über kurz oder lang in wichtigeren Angelegenheiten zu gut kommen.

Es war im Jahr 1845, als ihn die politischen Dinge in eine ganz neue Carrière warfen.